

ICOM International Conference : Difficult Issues Helsingborg, Schweden 21. bis 23. September 2017

Ein zauberhafter, ein etwas verträumter Ort am blauen Wasser des Öresund: Das ist das weiß getünchte Helsingborger *DunkersKulturhus*, der Konferenzort der Internationalen ICOM Konferenz zum Thema ‚Difficut Issues‘. Die Segelboote am Kai schaukeln vor der Außentribüne im sonnigen kühlen Wind. Durch deren Masten hindurch schimmert am gegenüberliegenden dänischen Ufer das stolze Schloss Kronborg vor allem bekannt durch Shakespeares Tragödie ‚Hamlet‘. Die schwedischen Herren von Helsingborg wiederum hatten einstmals dem dänischen Schloss in Helsingør die Festung Kärnan gegenübergesetzt, von der heute noch der Turm stolz über die Stadt hinwegragt. Fähren verbinden inzwischen in kurzen Abständen diese engste Stelle des Öresund. Es scheint so, als ob diese Idylle nie anders gewesen wäre. Die Abschlussexkursion der Konferenz nutzte die Seeverbindung, um sowohl das Schloss als auch das Maritim Museum Dänemarks mit seiner neuen Architektur zu besichtigen. *DunkersKulturhus* beherbergt Ausstellungen zur Stadtgeschichte, Räume für Theater- und Kinderkulturarbeit, eine Bibliothek, ein Restaurant und einen großen Konzertsaal, der als Tagungsort ausgewählt worden war. Kuratoren und Konservatoren vor allem aus den ICOM Komitees von Island, Norwegen, Schweden, Finnland, Dänemark und Deutschland waren zu dieser Internationalen Konferenz 2017 zusammengekommen.



DunkersKulturhus, Foto: Ursula Röper

Doch was verstehen wir unter ‚Difficult Issues‘ in der heutigen musealen Arbeit? Von über 80 internationalen Einsendungen wurden 24 verschiedene Fallbeispiele in acht Sektionen vorgestellt: sie handelten von ethischen Herausforderungen im Sammeln und Ausstellen von komplizierten Objekten (Kathrin Papst, Vest-Agder Museum, Kristiansand), von sensiblen historischen, bisher verschwiegenen Konflikthemen der NS-Zeit (Bsp. Deutsche Soldaten in

Finnland, Mirkka Hekkurainen, University of Helsinki) oder dem Umgang mit Minderheiten bspw. der Sami in den skandinavischen Ländern (Aile Aikio, Sami Museum Siida, Anar/Inari). ‚Difficult Issues‘ wurden auch deutlich erkennbar, wenn sich kommunale oder regionale Museen für aktuelle sozialrelevante Themen öffnen, wie denen von traumatisierten Flüchtlingen oder Migranten (Diana Chafik, Sörmlands Museum, Nyköping), oder Menschen mit Behinderungen (Ellen Lange, National Medical Museum, Oslo) oder derjenigen Menschen die durch Katastrophen heimgesucht worden sind, wie bspw. durch Erdbeben in Italien (Valeria Pica, National Coordinator for Education and Mediation, Rom). Wie – so stand die Frage nach diesen Berichten im Raum – können Museen auf solche aktuellen oder lokalen Konfliktthemen reagieren? Sollen lediglich Spolien solcher Ereignisse gesammelt und gehortet werden, um zu gegebener Zeit daran zu erinnern, wie bspw. in Helsingborg im Jahr 2014 nach einer gewalttätigen Auseinandersetzung anlässlich eines Fußballspiels (Birgitta Witting, Kulturhuset, Helsingborg)? Sollen sich Museen nicht nur als Orte der Dokumentation, Sammlung und Bildung sondern vielmehr als Open Spaces des Dialogs, des zivilgesellschaftlichen Austauschs und als sichere Rückzugsorte in schwierigen Zeiten definieren? Doch auch wenn ein Museum aktuelle Problemstellungen aufgreift, so entstehen neue Schwierigkeiten: sind die Kolleginnen und Kollegen, meist Historiker oder Kunsthistoriker, überhaupt professionell vorbereitet, um auf politisch strittige oder sozialpsychologisch brisante Themen adäquat reagieren zu können? Der kunsthistorische Beitrag von Solveig Hanusardottir (National Gallery of the Faroe Islands, Torshavn) visualisierte das Problem: In der National Gallery der Färöer Inseln schienen ausgestellte Gemälde des 19. Jahrhunderts, die das Töten von Walen darstellen, durch Aktivisten gefährdet. Diese prangern das Töten von Walen an und hatten aus Protest die kleine Meerjungfrau in Kopenhagen rot besprüht. Welche Folgen konnten solche Aktionen für die Gemälde haben? Reicht es wirklich aus, wenn die entsprechenden Bilder abgehängt und ins Depot zurückgebracht werden oder haben Kuratoren und Konservatoren auch andere Möglichkeiten oder gar (ethische) Pflichten darauf zu reagieren? Antonio Rodriguez (Strategic Partnerships and Alliances) aus Washington D.C. verwies aufgrund der aktuellen Restriktionen gegenüber Migranten und Gender Identities durch die neue Trump-Regierung auf die dadurch entstehende neue Rolle von Museen: nicht nur, dass amerikanische Museumskollegen politische Proteste mitverfassen oder unterschreiben, sondern er fragte zugleich, ob Museen nicht zu sicheren Orten für friedlichen Dialog werden müssten. Gleichwohl erläuterte er nüchtern – unabhängig von diesen aktuellen politischen Folgen der neuen amerikanischen Regierung – anhand von statischem Zahlenmaterial ein weiteres großes Problem der amerikanischen Museen in diesem Kontext: die ethnische Diversity der amerikanischen Gesellschaft (bspw. über 60% der amerikanischen Bevölkerung sind ‚Hispanics‘) spiegelt sich bei weitem nicht in der Zusammensetzung des Museumspersonals,

das meist weiß ist (84% weiß zu 3% ‚Hispanics‘). Damit stand zugleich der innere Diskurs und die Struktur der Museen zur Debatte.

Die eher traditionelle Definition des Museums als Ort der Dokumentation und Sammlung aber erscheint vielen Kollegen in heutiger Zeit der Kontextualisierung von Objekten nicht weniger kompliziert: unter welchen Gesichtspunkten soll eine Auswahl bisher tabuisierter Objekte vorgenommen werden, wer entscheidet was ‚Cultural Heritage‘ ist und was nicht? Was und wie wird präsentiert und was wird verschwiegen? Wie kann heute überhaupt adäquat kontextualisiert werden? Diese Fragen behandelte u.a. der finnische Beitrag über ‚Post-Mortem Photography: (Satu Savia/Hanna Talasmäki, Helsinki City Museum) aber auch die eindrückliche Erzählung von Anja Peterson (Kulturhuset, Helsingborg) über Ingeborg Holm. Besonders anschaulich wurde diese abstrakte Diskussion jedoch nach dem Vortrag von Ageliki Lefkaditou (Norwegian Museum of Science and Technology, Oslo) über die derzeit konzipierte Ausstellung „FOLK“ des Museums in Oslo. Eine Konferenzteilnehmerin, selbst Sami, äußerte ihr Befremden über ein im Vortrag präsentiertes Foto: Es zeigte (zufällig) ihre Großeltern und darüber gebeugt die norwegischen Kuratoren (nicht Sami), die darüber berieten, ob sie dieses Foto für die Ausstellung auswählen sollten oder nicht. Für die Teilnehmerin war der Gestus der Kuratoren über ihrem Familienbild Sinnbild des bisherigen Umgangs mit der Minderheit der Sami. Wie bewusst also sind wir uns selbst dessen, wie wir Bilder lesen oder diese kommunizieren – ein anderer Aspekt von ‚Difficult Issues‘.



Podium, Foto: Ursula Röper

Der Bericht über die verschiedenen Aspekte des Konferenzthemas ließe sich anhand der vorgetragenen Beispiele mühelos fortsetzen. Dennoch: Die enorme Vielfalt und die Quantität der Vorträge verstellen leicht den Blick für das, was daraus heute für strukturelle und inhaltliche Konsequenzen für die Kolleginnen und Kollegen in den Museen zu ziehen sind. Die ICOM Präsidentin Suay Aksoy hatte der Konferenz in ihrem einleitenden Statement hierfür wichtige weiterführende Fragen mit auf den Weg gegeben und die

Herausforderungen auch angesichts der aktuellen Entwicklungen ihres Herkunftslandes, der Türkei, beim Namen genannt: „How to be able to speak the unspeakable“ und „what makes Museums relevant today?“ Sie verdeutlichte beide Fragen an Beispielen aus Bosnien und anderen Orten und u.a. an einer kleinen Ausstellung „Boats of Exile“ zu Armenien in einer Galerie der Princes' Islands in Istanbul, dem Ort, an dem eine Woche vor Eröffnung jener Ausstellung der deutsche Menschenrechtler Peter Steudtner gefangen gesetzt wurde, worauf sie ausdrücklich hinwies. Aus ihrer international geprägten Perspektive folgte ihre Analyse, dass Museen heute noch immer viel zu schwerfällig und langsam auf aktuell relevante Themen reagieren. Museen, so ihre Auffassung, seien in der globalisierten und digitalisierten Welt das seriöseste Medium überhaupt und so sei es auch die Aufgabe der dort arbeitenden Kolleginnen und Kollegen, die aus diesem Wissen folgende Verantwortung wahrzunehmen. Und sie fragte, warum Kunstausstellungen wie Biennalen etc. oder NGO'S so viel umgehender und kurzfristiger auf Krisen und Kriege reagieren könnten als Museen? Relevanz könnte doch nicht gemeint sein, wenn erst einmal Opferzahlen ins Unermessliche stiegen oder Objekte der Konflikte zwar gesammelt aber dann Jahrzehnte in den Sammlungen verschwänden. Suay Aksoy verhehlte nicht, wie dringlich aus ihrer Sicht Museen sich an Friedens- und Versöhnungsprozessen beteiligen müssten und wie schwerfällig sie dem gegenüber die internationale Museumslandschaft und die ICOM Verbandsstruktur nach wie vor empfindet: „it is high time to rethink the functionality of our (ICOM) structure to secure an ongoing relevance for ICOM. (..) Are the structures and themes of our committees in line with the times?“ (Die Rede ist im Blog der Tagungsseite nachzulesen).

So ist nur zu bedauern, dass am Ende der Konferenz nicht noch ein halber Tag zusätzlich eingeplant worden war, um im Plenum oder in Arbeitsgruppen aus den Fallbeispielen und den Vorschlägen aus den Diskussionen, Konsequenzen zu ziehen. Netzwerkbildung gegen die eigene Sprachlosigkeit, interdisziplinäre Öffnung der Museen hin zu anderen Experten wie bspw. Psychologen oder Trauma-Fachleuten waren nur einige der genannten Lösungsvorschläge. Diejenigen Museen, die sich einem solchen Reformprozess schon widmen, oder die Internationalen Komitees von ICOM, die an diesem Prozess bereits arbeiten, könnten von einem solchen Thesenpapier profitieren und damit insgesamt der von Suay Aksoy angemahnte Reformprozess.

So mag der Abschlussbesuch der Konferenzteilnehmer zu Hamlets Schloss in Helsingør vielleicht manchen der Teilnehmenden daran erinnert haben, dass Shakespeare in der dort spielenden Tragödie verhandelt hat, wie unabdingbar der Mut zum Handeln ist, um der Wahrheit nützlich zu sein. Allerdings sollte die Motivation eines mutigen Tuns nicht wie bei Hamlet aus Rache gespeist, sondern aus dem dringlichen Wunsch entstehen, aktiv an notwendigen Friedens- und Versöhnungsprozessen mitzuwirken.